



Der Jude zu Trient.

Von

G. Börrn.

Zwischen Bogen und Trient, etwa eine Meile von dem letzteren, liegt am linken Ufer der Etsch das Dörfchen Mora im tiefen Einschnitt zwischen Bergen. Ringsumher an den Bergen schimmern die weißen Häuser der glücklichen und friedlichen Bewohner, von der Rebe umgrünt, von Kastanien und Rußbäumen umschattet. Mitten im Dorfe steht ein altes graues Kirchlein, dessen Thurm bescheiden zum Himmel hinaufweist.

Wie es hier in Mora im Jahre 1563 aussah, das weiß ich freilich nicht; vielleicht war damals die Kirche noch neu und die Häuser weniger freundlich und sauber als heute, aber Eins weiß ich: die Alpen grüntten damals, wie heute, und ihre weißen Häupter leuchteten nicht minder schimmernd und im Abendroth glühend über die dunkeln Schluchten und Spalten herab, die in ihre Eingeweide zu führen scheinen; an den Häusern herauf rankte damals, wie heute, die Weinrebe, und die jungen Burschen und Dirnen schäkerten an dem Röhrbrunnen, der das frische Bergwasser mitten in Mora unter einer riesigen Kastanie ausströmte, im sechzehnten Jahrhundert eben so heiter und harmlos, als ihre Urenkel im neunzehnten.

Bei den heiteren Versammlungen der Bewohner und Bewohnerinnen Mora's, die in jener längst vergangenen Zeit täglich in duftiger Abendkühle an dem Dorfbrunnen saßen, sah man gewöhnlich auch ein dunkles Jüdengeßicht schüchtern und demüthig herumschleichen, sein schwarzes krauses Haar

mit einer gelben Kappe bedeckt, dem Kennzeichen des verachteten Stammes, dem er angehörte, und seine stämmigen Glieder mit einem dunkeln Talar umhüllt.

Unter dem linken Arme trug er bei solchen Gelegenheiten stets ein Päckchen, das, so armselig es auch aussah, doch sehr beliebte Schätze verbarg. Alles, was die schmucken Mädchen des Dörfchens bedurften, ihr dunkles Haar und ihren braunen vollen Hals zu schmücken, ihr Nieder, oder ihre kurzen rothen Röcke noch leuchtender zu machen; Alles, wonach des Burschen Herz ein sehnfüchtiges Verlangen trug seit dem Augenblicke, wo er nach seiner ersten Communion die Kirche verließ, — der buntgesteppte Leibgurt, die rothe Zipfelmütze, der Stoftring und das breite Guthand — Alles befand sich sicherlich in dem unscheinbaren Pack des würdigen Salomon, und dieser zögerte nicht, es den Kauflustigen anzubieten, und schloß manchen guten Handel ab, unbekümmert um die Spottreden und gelegentlichen Verwünschungen, die über sein krauses Haupt hereinbrachen.

Während der handelslustige Kaufmann so allen Schmähungen und Beleidigungen, denen er niemals entging, Trost bietend, unter den Versammelten umherschlich, begleitete ihn ein etwa sechs Jahre alter Knabe, der jedem seiner Schritte und jeder seiner Bewegungen folgend, ängstlich und schüchtern einherlief.

Dieser Knabe war Benjamin, der einzige

Sohn Salomon's, den ihm sein Weib Rachel zurückgelassen hatte, als sie vor einem Jahre versammelt wurde zu ihren Vätern.

Seit diesem unglücklichen Tage verließ Benjamin seinen Vater keinen Augenblick, weder bei Tage noch bei der Nacht; er schlief an seiner Brust in der ärmlichen Hütte, die nicht fern von Mora unter dem Schutze eines Felsen stand, er aß mit ihm aus derselben Schüssel, er wanderte neben ihm auf allen seinen Wegen, sie mochten nahe oder fern, rauh oder eben sein.

Salomon war kein armer Mann, trotz seines armseligen Außern und seiner halbzerrfallenen Wohnung, aber sein größter Schatz war Benjamin, sein Sohn; er hütete ihn wie seinen Augapfel, er hätte für ihn, so lieb er auch Gold und Silber hatte, doch willig Alles hingegeben, was er besaß, und sein Leben dazu.

Benjamin war aber auch ein lieblicher Knabe, der selbst einem guten katholischen Christen gefallen konnte. Von den charakteristischen Kennzeichen seiner Race hatte er, außer dem großen dunkeln Auge und dem orientalischen Schnitt seiner kleinen feinen Nase, wenig an sich, wobei, wunderbarer Weise, sein langes, lockiges und blondes Haar nicht das Geringste mit dem seines Vaters und eben so wenig mit dem der seligen Rachel gemein hatte.

Deffen ungeachtet hatte Benjamin, trotz seiner Jugend, seiner schönen blonden Haare und seiner dunkeln Augen, nicht minder an dem Fluche zu tragen, der auf seinem ganzen Volke, und, wie man sagt, auch auf dem Lande ruht, woher es gekommen ist.

Der kleine Benjamin durfte nicht spielen mit den Knaben von Mora, wie er ohne Zweifel gerne gethan hätte. Wo er neben seinem Vater erschien, sich ängstlich anklammernd an den Falten seines Kastans, erfuhr er von seinen Altersgenossen dieselbe Verachtung, wie sein Vater von den Erwachsenen, und wurde unter Spott und Lachen bald hier bald dort gezupft und gestoßen.

Er mußte dies ruhig hinnehmen und selbst sein Vater konnte ihn dagegen nicht schützen, wenn er auch manchen Blick glühenden Hasses unter seinen buschigen Brauen auf die Beleidiger seines lieben Knaben warf.

Indessen war Salomon nicht der einzige Jude, der in jenem Lande lebte, vielmehr war die Gegend um Trient bis in eine Entfernung von mehreren Meilen von vielen

seiner Glaubensgenossen bewohnt. Aus manchem Alpenthale stieg der Rauch von dem Herde eines Nachkommen Abraham's in die blaue italienische Luft empor, und manche morgenländische Gestalt saß am Sabbathabende mit Weib und Kind vor der Hüttenthür und blickte sinnend und in schwermüthigen Gedanken in die Nebel hinein, die sich über der Etsch zusammenballten, wie einst vor dreitausend Jahren ihre Väter über die hellen Wasser des Euphrat hinblickten in die gesegneten Fluren Mesopotamiens. Das hatte dann allerdings seinen guten Grund, wie der günstige Leser sogleich sehen wird, wenn er dem Verfasser einen kurzen Rückblick in das Jahr 1276 gestattet.

In diesem Jahre trug sich in Trient eine Begebenheit zu, die man weder dem Jahrhundert, noch den Bewohnern dieser frommen Stadt allzu sehr zur Last legen darf, da sich auch in anderen Städten und in späteren aufgeklärten Zeiten, bis in unsere Tage herab, Aehnliches begeben hat.

In dem gedachten Jahre lebte in Trient ein Maler. Seinen Namen verschweigt die Geschichte, wohl aber erzählt sie, daß er ausgezeichnete Heiligenbilder gemalt und bei den lieblichen Engelsköpfen, die er auf den meisten anzubringen wußte, sein Söhnchen Simonino zum Modell genommen habe.

Simonino war auch in der That ein hübscher Knabe, dem die sanften blauen Augen, sowie die lockigen blonden Haare, die sein blühendes Gesicht umgaben und über seine Schultern herabfielen, ein engelhaftes Ansehen gaben und ihn deshalb zum Modell für diese himmlischen Wesen ganz besonders geeignet machten.

Mit den Heiligenbildern des Vaters war auch Simonino allgemein bekannt und beliebt geworden. Daher darf es nicht befremden, daß die ganze Stadt in die lebhafteste Aufregung und Unruhe gerieth, als eines Morgens sich die Nachricht verbreitete, der kleine liebe Knabe sei auf unerklärliche Weise verschwunden.

Alle Einwohner vereinigten ihre Bemühungen mit denen des bekümmerten Vaters, irgend eine Spur von dem Verlorenen aufzufinden. Man untersuchte auf das Sorgfältigste jede Gasse und jedes Haus, und vergaß auch die zahlreichen Canäle nicht, die, von der Etsch gespeist, die Stadt durchschneiden und von denen einer an dem Hause des Malers vorüberfloß.

Nichts war natürlicher, als daß Simonino, in einem unbewachten Augenblicke an dem Ufer dieses Canals spielend, in demselben seinen Tod gefunden haben könne. Man fand ihn jedoch weder hier, noch anderswo. Erst nachdem acht Tage verfloßen, und die guten Leute in Trient bereits wieder ziemlich beruhigt waren, brachten Fischer der Umgegend die Leiche eines Knaben, den sie in ziemlicher Entfernung von der Stadt in der Etsch gefunden hatten und in der man ohne Mühe den Körper des kleinen Malerjohnes erkannte.

Er war also doch wohl in den Canal gefallen und aus diesem in den großen Fluß gelangt, wobei er an die Pfeiler der Brücken, oder an die Ufersteine, oder an irgend einen andern Gegenstand anstoßend, manche Wunde an seinen zarten Gliedern empfangen haben mochte. Simonino war natürlich sehr blaß, als man ihn aus dem Wasser zog, und seine Adern blutleer, auch die Wunden, die sich hier und da an seinem kleinen Leibe zeigten, wie wir oben schon andeuteten, sehr erklärlich. Aber den guten Leuten in Trient genügten diese natürlichen Erscheinungen an der kleinen Leiche durchaus nicht, seinen Tod zu begreifen.

Irgend eine weise Frau, oder sonst ein besonders scharffinniger Kopf, fand nichts gewisser, als daß die Juden, das Musterbild so vieler Engelsköpfe auf den Heiligenbildern mit ihrem teuflischen Haffe verfolgend, Simonino aufgefangen, ihn zur Verspottung des erhabenen Symbols des christlichen Glaubens gekreuzigt — die Nägelmale fanden sich leicht — und sein Blut zu den gräßlichen Ceremonien ihrer scheußlichen Feste gebraucht hätten.

Eine an Wahnsinn grenzende Aufregung ergriff Jung und Alt in der frommen Stadt Trient. Fanatische Weiber und Mönche rannten durch die Straßen und riefen gräßliche Verwünschungen auf die Häupter der unglücklichen Juden herab, der Pöbel erbrach ihre Häuser, raubte ihre mühsam erworbenen Schätze, mißhandelte ihre Personen und schleppte sie blutend, mit zerrissenen Kleidern, mit gebrochenen Gliedern und fast leblos vor den Bischof, um die Urheber eines so großen Frevels dem geistlichen Gerichte zu übergeben.

Welche Erfolge diese gerichtliche Proceedur hatte, ist unschwer zu errathen. Die Judenschaft wurde durch wirksame Anwendung

aller Grade der Folter überführt, das ihnen Schuld gegebene Verbrechen begangen zu haben, und empfing ihre gerechte Strafe.

Fünf alte siebzigjährige Greise hatte bereits die Folter getödtet, zwei kräftige Männer wurden, als die eigentlichen Mörder Simonino's, mit glühenden Zangen gezwickt und dann ihre zuckenden Leiber auf mächtigen Scheiterhaufen verbrannt; einundzwanzig Männer und Weiber zum Galgen begnadigt, alle übrigen aber für ewige Zeiten aus der guten christlichen Stadt Trient verbannt.

Was geschah mit der Leiche Simoninos? Sie wurde einbalsamirt und Seine Heiligkeit, der damals auf dem Stuhle Petri sitzende Papst Sixtus IV. sprach den kleinen Märtyrer selig und heilig. Santo Simonino ist nicht der Schlechteste unter den Heiligen der Kirche und die gute Stadt Trient genießt den Vorzug, ihn noch heute in Person zu besitzen.

Es war keine allzu lange Zeit nach der Hinrichtung des einen und nach der Vertreibung des andern Theiles der Judenschaft verfloßen, als die ehrbaren Bürger von Trient gegründete Ursache fanden, die Weisheit des gesprochenen Urtheils, wenigstens was den letzten Theil desselben betrifft, in Zweifel zu ziehen.

Seitdem es in Trient keine Juden mehr gab, konnte ein guter Christ kaum noch leben. Aller Handel und Verkehr war plötzlich verschwunden, und es waren daraus größere Uebelstände und Unbequemlichkeiten erwachsen, als man denken sollte.

Die Unzufriedenheit kieg mit jeder Woche, und die hohe Obrigkeit sah sich endlich genöthigt, den Juden, die sich in den benachbarten Dörfern niedergelassen hatten, weil sie in anderen Städten nicht aufgenommen wurden, zu gestatten, an gewissen Tagen nach Trient zu kommen, um dort ihre Geschäfte wieder aufzunehmen und den Handel zu beleben. An jeglichem dieser Tage, deren nicht allzu viele waren, durften die armen Verstoßenen jedoch nur drei kurze Stunden verweilen und setzten sich den härtesten Strafen aus, wenn der Schlag der dritten Stunde sie noch innerhalb der Mauern erreichte.

So war es noch im Jahre 1563, und der freundliche Leser weiß nun, warum der ehrliche Salomon mit seinem blondlockigen Sohne Benjamin seine Hütte unter dem

Felsen bei Mora aufgeschlagen hatte und Abends unter der fröhlichen Jugend am Brunnen erschien, seine Handelsgeschäfte zu treiben. Natürlich versäumte er es nie, an den bestimmten Tagen gleich allen seinen Glaubensgenossen, in die nahe Stadt zu eilen und die drei kostbaren Stunden so gut zu benutzen, als es irgend möglich war.

Ein solcher Tag der Gnade war auch der 4. December 1563, ein Tag, der überdem nicht bloß in dem Leben des armen Juden, sondern auch in der Geschichte der christlichen Kirche die größte Bedeutung und Wichtigkeit erlangt hat.

Der gute alte Kaiser Karl V. hatte fast sein ganzes sorgen- und thatenreiches Leben dazu verwendet, die streitenden Religionsparteien in Deutschland wieder zu vereinigen und den gewaltigen Riß, den der gewaltige Doctor Luther in den Mantel des Papstes hineingerissen hatte, dadurch zusammen zu heften, daß er die Abtrünnigen wieder versammelte unter den weiten Falten desselben. Er hatte Alles versucht, die Güte und das Schwert, Religionsgespräche und Reichsversammlungen, Bitten und Drohungen; nichts wollte zum erwünschten Ziele führen. Wie es dem alten Kaiser mit den Uhren erging, als er im Kloster St. Just sich bemühte, sie in Uebereinstimmung zu bringen, so war es ihm während seiner Regierung mit den Menschen auch gegangen.

Er wollte jedoch noch Eins versuchen. Schon seit vielen Jahren hatte die christliche Welt nach einer Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern, nach einem vom Papste unabhängigen Concil geschrien. Die Päpste hatten natürlich taube Ohren; es gab für sie nichts Unbequemeres, als ein solches Concil. Jetzt verlangte es der mächtige Kaiser, und da hörten denn die päpstlichen Ohren etwas schärfer. Das so sehnlich herbeigewünschte Concil wurde im Jahre 1545 zu Trient eröffnet; es dauerte, eine kurze Unterbrechung ungerechnet, 18 Jahre, und wurde am 4. December 1563 geschlossen, ohne für den beabsichtigten Zweck auch nur das Geringste gewirkt zu haben.

Am Morgen dieses denkwürdigen Tages eilte Freund Salomon den Thoren der Stadt zu, an seiner Hand den kleinen Benjamin mitschleppend. Auch am südlichen Abhange der Alpen zeigt der Winter seine Strenge; es war ein frischer Morgen, die scharfe Luft röthete das liebliche Gesicht des

Judenknaben, und der ziemlich lebhaftes Wind spielte muthwillig mit seinen wallenden Locken. Salomon schritt lebhaft auf der wenig gebahnten Straße dahin, nur selten einige aufmunternde und zur Eile mahnende Worte an den kleinen Benjamin richtend, der seine Beinchen gewaltig anstrengen mußte, um mit dem Vater gleichen Schritt zu halten. „Fort, Söhnchen Benjamin,“ sagte der Jude, „fort! wir haben keine Zeit zu verlieren. Du warst zu müde heute, wir sind zu spät aufgebrochen; der Late muß da sein zur Stunde, sonst macht er großen Slammassen, und kann verlieren viel goldene Ducaten. Kannst'e nicht laufen mehr, Benjaminche?“

Der Knabe antwortete nicht; vielleicht fehlte ihm der Athem dazu; sein Gesicht glühte, und an seinen Haaren blinkten einzelne Tropfen, die die Luft bald wieder auffog.

Der Vater blickte einen Augenblick theilnehmend auf den Kleinen, dann hob er ihn schnell auf seine Arme und eilte unermüdet weiter. „Der Late will Dich eppes tragen, Benjaminche,“ sagte er zärtlich, „nachher wirst wieder laufen können.“

Aber auch dem Alten war warm geworden von dem lebhaften Schritte, den er eingeschlagen hatte, und die Last, die er jetzt trug, als er eine Erhöhung des Weges hinschritt, machte seinen Athem nicht länger.

Plötzlich schlug das Geläute zahlloser Glocken an sein Ohr; es waren die Glocken, die die feierliche Schlusskzng des Tridentiner Concils einläuteten. Eben hatte er die Kuppe des Hügels erreicht und ein prachtvolles Schauspiel bot sich seinen Blicken dar. In geringer Entfernung vor ihm lag Trient; auf den Spitzen seiner Thürme blinkte die Decemersonne; bewegte Luftwellen führten die mannigfachen Glockentöne, die in den verschiedensten Abstufungen durch einander klangen, über die Stadt hin und in das weite Thal hinab, und aus tausend Schornsteinen zogen bläuliche Rauchsäulen in die dünne Luft hinauf.

Einen Augenblick stand Salomon unwillkürlich stille, dem wunderbaren Anblicke sich hingebend, und in tiefen Zügen athmend, als er sich der großen Wichtigkeit der nächsten drei Stunden erinnerte, und mit beschleunigten Schritten der nahen Stadt zueilte. Benjamin hatte sich soweit erholt,

daß er wieder munter neben seinem Vater herlief, halb gezogen von dessen brennender Hand.

Nach einer Viertelstunde waren die Wanderer, die durch die Porta San-Lorenzo die Stadt betreten hatten, an dem mächtigen viereckigen Thurme angelangt, der mit seinen drohenden Zinnen und seinen sechs Fuß dicken, aus Werkstücken aufgeführten Mauern die große Brücke über die Etsch beherrscht und vertheidigt. Bald betraten sie diese letztere selbst, dem Innern der Stadt sich zuwendend.

Kast gleichzeitig mit ihnen trafen andere ihrer Glaubensgenossen, die dieselben Zwecke und dasselbe Ziel hatten, von den verschiedensten Seiten her in Trient ein. Alle trugen auf ihren Köpfen Kappen, oder an andern Theilen ihres Körpers irgend ein Kleidungsstück von der verabscheuten gelben Farbe. Selbst Benjamin's kleine Füße saßen in Schuhen von hellgelbem Saffian.

Noch immer erschallte feierliches Geläute von allen Thürmen; die Glocken riefen die anwesende hohe Geistlichkeit zur letzten Sitzung des Concils.

Langsam bewegten sich die Fürsten der Kirche in ihren kostbarsten Gewändern, theils in Sänften getragen, theils auf reich-aufgeputzten Maulthierern reitend, und nach der Sitte der Zeit von einem großen Trosse buntfarbig costumirter Diener begleitet, aus ihren Quartieren auf die Kirche Santa Maria Maggiore zu, in welcher die Sitzungen des Concils 18 Jahre hindurch gehalten worden waren, und wo dasselbe heute mit angemessenen Feierlichkeiten geschlossen werden sollte.

Die guten Bürger der Stadt hatten dies Schauspiel, wenn auch sonst weniger glänzend, viele Jahre hindurch vor Augen gehabt, aber sie hatten sich vielleicht nie so zahlreich und in solcher Erregung dabei eingefunden, als heute. In großer Anzahl liefen sie durch die Straßen, oder standen auf den Treppen vor ihren Häusern, oder füllten die Fenster und Balcone. Sie hatten auch zu der lebhaften Theilnahme an dem, was sich vor ihren Augen zutrug, Grund genug.

Mit dem heutigen Tage sollte die Quelle des Reichthums und des Vergnügens plötzlich versiegen, die 18 Jahre hindurch so reichlich für sie geströmt hatte.

Diese Gedanken machten die Einwohner-

schaft nicht besonders geneigt, mit freundlicheren Blicken und wohlwollenderen Gefühlen, als sonst, auf die andern Gäste zu sehen, die heute auf wenige Stunden ihre Stadt besuchten, wiewohl es immerhin ein ergötzlicher und zu wunderbaren Vergleichen Veranlassung gebender Anblick gewesen sein mag, zu gleicher Zeit die mächtigen und im höchsten Ansehen stehenden Mitglieder der Hierarchie, und die ausgestoßenen Genossen eines verachteten Stammes die Straßen anfüllen zu sehen.

Letztere erfuhren unter diesen Umständen vielleicht in reicherm Maße, als sonst, die Wirkungen des Unmuths, von dem die Herzen der Bürger erfüllt waren, die sich von so großen Verlusten bedroht sahen.

Von allen Seiten strömten Schmähungen und Verwünschungen auf sie herab. Jeder Vorübergehende rief ihnen mit der Miene des Hasses und der Verachtung sein „Maleddetti!“ entgegen, ja Viele spien vor ihnen aus, und die am meisten Fanatisirten scheuten sich selbst nicht, ihre Kleider und ihre Bärte zu besudeln.

Auch unser Freund Salomon entging solchen Beschimpfungen keineswegs. Flüchtigen Fußes eilte er, den kleinen Benjamin immer neben sich herziehend, durch eine Gasse, die längs eines Canales hinlief, weil er hier mit einigen Geschäftsfreunden zusammenzutreffen hoffte. Ach! er hatte so viel zu beschicken, hier Rechnungen auszugleichen, dort neue Bestellungen zu machen, Gelder zu erheben, und, alte Freunde auf einige Augenblicke zu sehen; er mußte von einem Ende der Stadt zum andern, und zu allem diesen nur drei kurze Stunden Zeit! Wie bald waren sie vorüber! Welche Verluste mußten ihn treffen, wenn nicht jede Minute benutzt wurde!

Eben an einer Ecke der Gasse angekommen, sah er drei oder vier seiner Geschäftsfreunde aus einer Seitenstraße hervortreten, und ihm schon von Ferne freudige Zeichen des Wiedererkennens machen, als von der Vortreppe eines kleinen Hauses, dem Canal gegenüber, ein Weib auf die Straße herabtrat, auf deren Gesichte sich in den wildrollenden Augen, in dem höhnisch verzerrten Munde, in den hochroth gefärbten Wangen alle Kennzeichen einer fanatischen Wuth ausprägten, wie sie grade in jenen Tagen zu Trient der bigotte Religionseifer leicht erzeugen konnte.

Mit einer Verwünschung gegen den alten Juden betrachtete sie das schöne Gesicht des Knaben und indem sie den Namen San Simonino vor sich hinmurmelte, entschwand sie aus den Augen des geängstigten Vaters.

Bald erreichte Salomon seine ihm entgegenkommenden Glaubensgenossen, und fühlte sich in der Mitte derjenigen, die, gleich ihm, von rastloser Geschäftigkeit erfüllt, Alles vergaßen, was ihnen Kränkendes und Bedrohliches begegnet war, wieder ruhig und sicher.

Er hatte seinen lieben Knaben, dem Ruhe und Erholung Noth that, vor sich auf das Pflaster niedersitzen lassen, und war bald in lebhafter Unterhandlung mit seinen Freunden.

Benjamin fand sich begreiflicher Weise mehr angezogen durch einige bunte Steine, die um ihn her lagen, als durch die Gespräche der alten Männer; er benutzte das einfache Spielzeug, das ihm die Straße bot, und kroch zwischen den Beinen der um ihn her Stehenden hier hin und dort hin, bald diesem, bald jenem Steinchen nach.

Salomon ließ seinen lieben Knaben nicht aus den Augen, jeden Augenblick sah er sich nach ihm um, und lächelte ihm zu mit der süßesten Miene väterlicher Liebe und väterlichen Stolzes, die in dem heitern Gesichte des Knaben jedesmal die bereitwilligste Erwiderung fand.

Endlich schienen die Unterhandlungen zwischen den Geschäftsfreunden beendet; aus der Tiefe der wallenden, mit Fuchspelz verbrämten Talare, oder aus künstlich an den breiten Gurten, die den Leib umgaben, angebrachten Taschen wurden lange wohlgefüllte Beutel hervorgezogen, Handschriften und Geldsummen gegen einander ausgetauscht, und rechts und links Händedrücke gewechselt.

Das waren zu wichtige und interessante Dinge, als daß sie den ehrlichen Salomon nicht ganz hätten in Anspruch nehmen sollen. Nur einen Augenblick hatte er in seiner Aufmerksamkeit auf Benjamin nachgelassen, als er sich sogleich wieder desselben erinnerte, und, noch ehe er seinen Geldsack wieder an den sicheren Ort in seinem Gürtel befördert hatte, mit einem Lächeln innigster Bärtlichkeit sich nach ihm umsah.

Aber plötzlich verschwand das Lächeln von seinen Lippen, seine Züge erstarrten

vor Schreck, und eiskalt drang es ihm zum Herzen. Benjamin war verschwunden! Wohin er auch seine verstörten Blicke senden mochte, Straße auf, Straße ab, Benjamin war spurlos verschwunden!

Wer beschreibt die Angst des Vaterherzens! Während er schnödes Gold gewonnen, hatte er seinen größten Schatz, das Leben seines Lebens, sein ganzes Glück verloren. Wo sollte er ihn suchen in der großen Stadt, unter den vielen Menschen? Der arme liebe Knabe! Er hatte keinen Freund, keinen Beschützer, nur Feinde, fanatisch aufgeregte Feinde, die den Judenungen lieber unter ihren Füßen zertreten, oder in die kalten Fluthen der Etsch hinabstoßen würden, als ihm hilfreich beizustehen.

Salomon war in Verzweiflung. „Gott meiner Väter,“ schrie er, „Gott Abrahams, Gott Jakobs! wo ist Benjamin? Wo ist mein Kind? Gebt mir mein Kind wieder! Ich bin ein Verstoßener in Israel; ich bin wie ein verdorrter Stamm unter den Leuten; ich bin verachteter, denn ein Haar in dem Bart meiner Brüder. Gebt mir mein Kind wieder!“ Und er zerraupte seinen Bart, und streute Sand von der Straße auf sein Haupt.

Seine Freunde wollten ihm Trost zusprechen, und Einer von ihnen war sogar so von dem Geiste des Handels erfaßt, daß er den unglücklichen Vater aufforderte, vor Allem das noch nicht ganz abgewickelte Geschäft völlig abzuschließen. Da aber überwältigte Schmerz und Ingrimm den armen Salomon völlig: „Daß Du verschwärt werdest, Moses,“ schrie er, „ich will nicht machen Geschäfte, ich will nicht haben Gold oder Silber, ich will mein Kind haben, mein Benjamin, und Hunger sterben!“ und ein gewaltiger Thränenstrom brach aus den Augen des Unglücklichen, und lief in großen Tropfen an seinem Barte herab.

Plötzlich schien ihn ein schrecklicher Gedanke zu erfassen; seine Augen erweiterten sich, die Thränen verfestigten, und starren Blickes rannte er an den nahen Canal, als erwarte er, in dem trüben Wasser desselben die Leiche seines Sohnes zu finden. Aber er sah nichts.

Ein Fischer mit einem kleinen Rahne hatte nicht ferne von der Stelle angelegt; er lief zu ihm heran. „Um Gottes Jehova's willen, Freund,“ rief er, „hast Du

nicht meinen Benjamin gefunden? Ein lieblicher Knabe war's in einem braunen Pelzrock, mit blonden Haaren und dunkeln Augen." Der Fischer antwortete nicht, sondern sah nur grinsend auf den verhassten Juden, dessen Angst ihn zu ergötzen schien.

Salomon rannte davon; in stürmischer Eile, mit einer Schreckensmiene und stieren blutunterlaufenen Augen durchkreuzte er die Straßen. Von den ihm zugemessenen drei Stunden waren fast zwei verfloßen; er hatte nur noch eine und wenige Minuten, seinen Sohn Benjamin zu finden. Jeden, der ihm begegnete, — und es waren nicht allzu Viele, denn fast die ganze Bevölkerung war in oder um Santa Maria Maggiore versammelt, oder kniete vor den Altären in den andern Kirchen, betend für das Concil — Jeden fragte er: „Hast Du nicht meinen Sohn Benjamin gesehen? Ein liebes Kind, ein goldenes Kind mit blonden Haaren und dunkeln Augen.“

Selten erhielt er Antwort. Viele spuckten vor seine Füße, auf seinen Bart; nur hier und da erwiderte ihm Einer oder der Andere mit Hohn und Spott.

Salomon ließ sich durch nichts abhalten, durch nichts zurückschrecken. Er lief durch die Straßen, er schaute in die Höfe, er durchforschte die Herbergen, die Buden der Handelsleute, die Gärten, die geringsten Winkel, wie ein Hund, der seinen Herrn verloren hat. Die letzte Stunde war gekommen, und er mußte sein Kind haben; er schenkte nichts auf der Welt, er überwand selbst seinen Widerwillen gegen die heiligen Stätten der Christen, aus denen das Bild des Gekreuzigten ihm entgegenstrahlte; er war in Gefahr, gesteinigt, in den Canal geworfen, zerschlagen zu werden, wenn er diese Orte betrat, aber er fürchtete nichts. Kein Widerstand konnte ihn aufhalten, seine kräftigen Arme durchbrachen die dichteste Menge, die ihm den Weg sperrte; er drang in die Kirchen, er blickte hinter jeden Pfeiler, in jede Capelle, und ehe noch die Wuth des Volkes in Thätlichkeiten wider ihn ausbrechen konnte, war er bereits wieder verschwunden, und ließ seine Verfolger weit hinter sich zurück, durchaus nicht achtend auf die Racherufe, die ihm nachgerufen wurden.

Während der unglückliche Vater so in der größten Herzensangst und Verzweiflung umherlief, seinen lieben kleinen Benjamin

zu suchen, ein Bild des Jammers für jede fühlende Brust, bot sich den entzückten Augen der Menge ein wunderbares Schauspiel in der Kirche San Maria Maggiore dar.

Die letzte Sitzung der weltberühmten Kirchenversammlung, die den Miß in der Kirche Jesu Christi heilen sollte, war beendet; eine unzählbare gläubige Menge füllte die Kirche, dichte Weibrauchwolken zogen durch den hohen Raum, und verdunkelten selbst in etwas die zahllosen Lichter, von denen der Hochaltar schimmerte.

Rings um denselben her saßen die Würdenträger der Kirche in ihren von Gold und Edelsteinen strahlenden, und mit kostbaren Spitzen besetzten Gewändern, die Erzbischöfe und Bischöfe mit allen Insignien ihres hohen Amtes angethan, die goldenen oder silbernen Bischofsmützen auf dem stolz erhobenen Haupte, und die gekrümmten Hirtenstäbe in der Hand. Ein feierliches Murmeln schwebte über der andächtig erregten Menge; plötzlich wurde es stille. Der Cardinallegat von Lothringen, Präsident des Concils, erhob sich affixirt von zwei andern Cardinälen, und mit ihm die ganze glänzende Versammlung. Auf der höchsten Stufe des Altars stehend verkündigte er mit feierlicher, alle Räume des mächtigen Gebäudes ausfüllender sonorer Stimme den glücklichen, zur Ehre Gottes und der heiligen Kirche erfolgten Schluß des Concils, auf dem die Augen der ganzen christlichen Welt so viele Jahre geruht, und dem die Fürbitten aller guten Christen geweiht gewesen, und forderte schließlich alle Anwesenden auf, sich zu einer feierlichen Procession nach der Kathedraalkirche zu St. Johann zu ordnen, um dort das Te Deum anzuhören.

Ehe der Zug zur Procession geordnet war, rannte der unglückliche Salomon die Straße herab, über den dicht mit Menschen angefüllten Platz vor der Kirche Santa Maria Maggiore. Sein Anblick konnte Grauen erregen. Das Gesicht war erdfahl, von Schweiß triefend, die mit Blut unterlaufenen Augen stier, wie die eines Wahnsinnigen, seine Haare verwirrt, sein Bart zerzaust, seine Kleider zerrissen. Seine dritte Stunde hatte längst geschlagen, aber er suchte noch immer seinen Sohn Benjamin.

Bereits hatte mancher Bürgersmann, der ihm auf seinem rasenden Laufe begegnete,

und hier und da auch ein Stadtknecht ihm zugerufen: „Jude, Deine Zeit ist abgelaufen, fort mit Dir aus der Stadt, oder es wird Dir schlecht ergehen!“ aber Salomon beachtete das alles nicht, und antwortete kein Wort auf alle an ihn gerichtete Fragen und Drohungen. Wollte man ihn aufhalten, so brach er sich mit Gewalt Bahn durch alle Hindernisse, die ihm entgegengefeßt wurden; er suchte seinen Sohn Benjamin.

Auch die sich so eben zur Procession vor der Marienkirche ordnende Menge hielt den verzweifelten Vater nicht auf; vor seinem grauenvollen Anblicke wichen die Meisten scheu zurück, und die, die es nicht thaten, wurden von seinen spitzen Ellenbogen und von seinem stürmischen Anlaufe bald aus dem Wege getrieben; Todesdrohungen, Flüche und Verwünschungen schallten hinter ihm her.

Alle Straßen, alle Plätze, alle Kirchen hatte der Ärmste bereits nach seinem verlorenen Sohne durchsucht, nur eine Kirche blieb ihm noch übrig, die Kirche San Pietro, und auf dem Wege dahin befand er sich eben, als er die sich bildende Procession durchbrach.

Fast sterbend kam er vor ihrer offenen Thüre an. Da schien es ihm, als wenn das leise Murmeln der Gebete derjenigen, die vor dem Hochaltare und in den Gängen knieten, von einem schmerzlichen Wimmern übertönt werde.

Sein Blut erstarrte, sein Athem, der eben noch in mächtigen Stößen seine feuchende Brust hob, stockte; einen Augenblick blieb er, wie um seiner Sache gewiß zu werden, auf der Schwelle der Kirche stehen; da drang aus einer der Seitencapellen ein Schrei zu ihm heraus, so klagend, so in das innerste Mark seiner Gebeine dringend, daß er wie ein Rasender in die Kirche stürzte. Ueber die Leiber der Betenden, Alles vor sich niederwerfend, stürmte er den Gang hinab, in die Capelle hinein. Der Vater hatte seinen Sohn gefunden.

Doch, großer Gott, in welcher Lage!

Der arme kleine Benjamin lag vor dem Altar, auf dem die traurigen Reste des heiligen Märtyrers Simonino standen, mit dem Gesichte zur Erde, die Arme mit Stricken in Kreuzesform auseinandergeknüpft, ohne Bewegung, wie todt.

Man würde haben glauben können, der

Knabe sei der Angst um den Vater, und den Mißhandlungen, die er erduldet hatte, bereits erlegen, wenn er nicht ein leises schmerzliches Wimmern hätte hören lassen, untermischt zuweilen mit einem durchdringenderen Schrei, wenn irgend ein fanatisches Weib — die Anwesenden gehörten fast alle diesem Geschlechte an — sich von den Knien erhob, und die armen kleinen Beine und Hände des Knaben mit Geißelhieben bedeckte.

Dieser schmerzliche Anblick gab dem unglücklichen Vater seine fast erschöpften Kräfte plötzlich zurück. Wie eine Löwin, die ihr Junges verteidigt, stürzte er auf Benjamin los; noch hing das Messer an seinem Gürtel, ohne welches damals kein Jude öffentlich erschien. Bald blinkte der scharfe Stahl in seiner Hand, und ehe sich noch Jemand unter den Anwesenden von seinem maßlosen Erstaunen über die Frechheit eines Juden, sich in diesen geheiligten Räumen blicken zu lassen, erholt hatte, waren die Stricke, die den Knaben hielten, wie dünne Fäden zerschnitten, und verließ Salomon bereits, mit seinem wiedergefundenen Sohne auf den Armen, die Kirche.

Als der erste frische Luftzug draußen seine heftig arbeitende Lunge füllte, blieb der völlig erschöpfte Mann einen Augenblick auf den Stufen der Treppe stehen, die zur Kirchthüre hinaufführte, als müsse er sich erst ein wenig erholen, und die Wege zur ferneren Rettung überlegen.

Bald aber trieben ihn die Macherufe und das Wuthgeschrei der ihn verfolgenden Weiber, die hinter ihm aus der Kirche drangen, zu neuer Flucht. Diese würde ihm auch ohne Zweifel gelungen sein, wenn nicht seine Kraft durch die vorhergehenden Anstrengungen und Gemüthsbewegungen völlig gebrochen gewesen wäre, und die Last des fast leblos in seinen Armen ruhenden Knaben ihn nicht noch mehr gehindert hätte. Er wurde eingeholt, umringt, gestoßen, geschlagen mit allen möglichen Waffen, die schwache Weiberhände schwingen können. Die Anstrengungen, die er machte, um den ihn umschließenden Kreis seiner Dränger zu durchbrechen, gelangen ihm zuweilen fast, aber immer Mehrere eilten herbei, und hundert Kehlen schrien durcheinander: „Schlagt ihn todt, den verruchten Juden, er hat den Tempel Gottes geschändet, er hat den Altar des heiligen Simonino ent-

weicht, schlägt ihn todt, den Alten, wie die junge Brut! Fort mit ihnen in den Canal! Lasset sie schwimmen, die ungläubigen Hunde!"

Eben empfing Salomon einen Schlag auf den Schädel, dem schon lange die gelbe Müze entfallen war, einen Schlag, der ihn, wie einen gefällten Baum, zu Boden warf, und wobei er nur noch so viel Besinnung behielt, mit seinem Körper den seines lieben Knaben zu decken, den er fortwährend mit seinen Armen umschlungen hielt, als er unter allem Lärm und Geschrei die freischende Stimme des scheußlichen Weibes vernahm, die ihm schon beim Eintritt in die Stadt ihren Haß so deutlich zu erkennen gegeben hatte, und die, die günstige Gelegenheit benutzend, als er in seine Handelsgeschäfte vertieft, einen einzigen Augenblick auf Benjamin nicht achtete, diesen an sich gelockt und entführt hatte. „Ja, ja,“ sagte sie, „schlägt ihn todt, den Ungläubigen, dessen Vorfahren den heiligen Märtyrer Simonino gekreuzigt haben, wie sie den Heiland selbst kreuzigten; er ist der Nachkomme des Einen von denen, die auf diesem Plage vor 300 Jahren verbrannt worden sind. Aber den Jungen reißet von ihm; er hat angebetet vor dem heiligen Märtyrer, man muß ihn taufen; Santo Simonino will es so.“

„Ja man taufe ihn, man taufe ihn,“ schrie die Menge, „fort! holt einen Priester, der heilige Märtyrer will es so.“

„Ich werde es selbst thun,“ rief die furchtbare Alte, „wenn kein Priester zur Hand ist; es ist eben so gut; schafft Wasser herbei!“

Einige liefen sogleich nach dem Flusse, während andere sich bemühten, dem widerstrebenden Salomon das Kind zu entreißen.

„Rein, nein,“ schrie dieser in wahrer Todesangst, „taufet ihn nicht! o habt Mitleid mit einem armen elenden Vater. Benjamin ist mein einziger Sohn, das einzige Kind der seligen Rachel. Erbarmt Euch, erbarmt Euch, meine Brüder!“

„Schweig, Jude,“ sagte ein hinzugetretener Mann, „Du verstehst das nicht; eben weil wir Mitleid haben mit dem armen Wurm, wollen wir ihn taufen. Du magst zur Hölle fahren; Dein Sohn aber wird wenigstens gerettet werden.“

„Sträube Dich nicht länger,“ schrie ein Anderer, „es muß sein; da ist das Wasser.“

Salomon wehrte sich wie ein Verzweifelter; er hätte den Knaben, wie lieb er ihn auch hatte, doch tausend Mal lieber todt zu seinen Füßen gesehen, als das Taufwasser auf dem Haupte desselben. So regt der Fanatismus des Einen auch den des Andern auf.

Alle Anstrengungen des verzweifelden Vaters wurden vergebens gewesen sein, wenn nicht plötzlich die ganze Scene sich verändert hätte.

In das Geläute der Glocken von Santa Maria Maggiore, die schon lange ihre feierlichen Klänge über die Stadt ergossen hatten, stimmten nach und nach die aller übrigen Kirchen, und jetzt auch die der Peterskirche ein, vor der der eben geschilderte Auftritt stattfand, und mit ihnen verbanden sich die Töne eines frommen Kirchenliedes, die immer näher kamen. Fahnen flatterten, Weihrauchwolken zogen in die Luft, ein rothseidener Baldachin erschien, von vier Bischöfen getragen, unter dem die Legaten des Papstes in ihren Purpurgewändern einerschritten, gefolgt von der gesammten hohen Geistlichkeit und einer zahllosen unabschätzbaren Menge. Diese feierliche Procession bewegte sich über den St. Petersplatz der Kathedralekirche zu. Der Lärm, der den armen Juden umtobte, legte sich augenblicklich und alle Knie bogen sich zur Erde hinab.

Aber den scharfen Augen und Ohren des Cardinallegaten von Lothringen hatte es doch nicht entgehen können, daß sich hier irgend etwas Ungewöhnliches zutrage. Auf dem Plage angekommen, verweilte er einen Augenblick, sich erkundigend, was es gebe.

Unerschrocken trat die fanatische Alte an den Kirchenfürsten heran, und ein Knie vor ihm beugend sagte sie: „Heiliger Priester Gottes, hier ist Wasser, ein Judenkind zu taufen; ich habe es zum heiligen Märtyrer Simonino gebracht, der es sich auserkoren hat; aber der verdammte Jude, sein Vater, hat es mit Gewalt von dem Altar genommen, und will es der heiligen Taufe wehren; er muß sterben! Hier ist Wasser, taufe den Jungen!“

Das schöne milde Auge des Kirchenfürsten ruhte einen Augenblick wie mißbilligend auf dem gerötheten Angesichte des Weibes, dann winkte er befehlend mit der Hand und sagte:

„Lasset den Mann in Frieden seines

Weges ziehen. Seinen Sohn taufen wider seinen Willen? Nein! nein! das will Gott nicht. Unser gebenedeiter Herr hat nicht gesagt: „Zwinget die Kinder, zu mir zu kommen,“ er hat gesagt: „Lasset die Kinder zu mir kommen, und wehret ihnen nicht.“ Gebet diesem Juden sein Kind wieder, und vielleicht will es Gott, daß es sich einst dieser Worte erinnert, und freiwillig kommt, ein verlornes Schaf zu dem getreuen Hirten. Du aber, Tochter, tritt in unsere Reihen; Dein Eifer hat Dich zu weit geführt; Gott wird Dir vergeben.“

Alle beugten sich demüthig vor dem Legaten; er gab ein Zeichen, und die Procession setzte unter Gesang und Geläute feierlichen Schrittes ihren Weg fort.

Auch Salomon war, Benjamin in seinen Armen haltend, auf seine Knie gesunken, und blieb weislich in dieser Stellung, bis der lange Zug vorüber war. Dann erhob er sich schnell, wie ein Mann, der entschlossen ist, einen günstigen Augenblick nicht unbelegt zu lassen, und eilte zur Porta San Lorenzo hinaus, ohne sich auch nur ein einziges Mal umzusehen. Er dachte Zeit seines Lebens an die drei Gnadenstunden in Trient, und hütete sich wohl, jemals seinen kleinen Benjamin wieder mit in diese gefährliche Stadt zu nehmen, so schwer es ihm auch wurde, ihn auf wenige Stunden von seiner Seite zu lassen.

Der Geist des Mittelalters.*)

Von Edward Arnold.

Das Mittelalter hat sich, innerlich wie äußerlich, auf einem weniger weiten Gebiet wie das Alterthum und die neuere Zeit bewegt. Im Alterthum vereinigte sich die größte Freiheit des Geistes, die unabhängigste und tiefste Forschung über die Natur und den Ursprung der Dinge mit dem Drange zur Ausbreitung und Eroberung, ging das Ringen nach Verwirklichung des Ideals in der Poesie und den bildenden Künsten mit dem Streben

nach dem Besitz der Erde und aller ihrer Schätze, und dies im größten Maßstabe, mit Aufbietung aller moralischen und materiellen Kräfte, unter Führung der gewaltigsten Erscheinungen der Geschichte, Hand in Hand. Alexander der Große, der von dem vollendetsten Meister antiker Wissenschaft erzogen war, und sich unaufhörlich an dem Genuße der Homerischen Gedichte erhob, vereinte in sich alle einzelnen Strahlen des griechischen Wesens, nahm den uralten Streit zwischen Europa und Asien wieder auf, und drang, Schlachten gewinnend, Städte gründend, Sieger und Besiegte miteinander verbindend, wie in einem immerwährenden Triumphzug bis zum Indus vor. Die Römer konnten, vermöge ihrer Bestimmung und der Zeitfolge, in der sie lebten, nur die Jünglinge und Erben der Griechen sein, und haben nur in zwei Wissenschaften, der Geschichte und dem Recht, eine großartige und eigenthümliche Begabung dargelegt, fügten aber zu der Herrschaft über den Orient, die sie nach Befiegung der Griechen antraten, die über das Abendland hinzu, und setzten das Werk der Eroberung, Colonisirung und Verschmelzung der Völker in noch umfassender und nachhaltiger Weise fort. Was Alexander für Asien, hat Julius Cäsar für Europa gethan. Wie jener Sprache und Sitte Griechenlands in Syrien und Egypten, so hat dieser die Rom's in Gallien verbreitet und ganz Westeuropa untereinander und mit Italien verbunden. Die Welt war vom Tajo bis zum Euphrat griechisch oder römisch, und in den ausgezeichneteren Geistern oft beides zugleich geworden. Aber mit der äußeren Herrschaft war die innere Erforschung der Länder und Völker, die Verpflanzung der griechischen und römischen Ideen verbunden gewesen. Asien wurde erst durch Alexander's Feldzüge für Europa erschlossen, und welche tiefe Kenntniß der gallischen und germanischen Natur haben nicht Cäsar und Tacitus in ihren Schriften niedergelegt! Denn wo Griechen und Römer nicht hingekommen, da ist das, was war, für die Menschheit wie verloren gewesen. Sie haben neben dem Schwert der Eroberung zugleich die Leuchte der Bildung getragen. Nachdem die antike Civilisation sich erst innerlich überlebt hatte und dann von außen gestürzt worden, übernahm ein ihr entgegengesetztes Princip die Leitung der Völker. Die Kirche in ihrer weitesten Bedeutung, als Glaube, Moral, Cultus, Gesetzgebung, setzte sich an die Stelle des Staates, der, sowohl der Sache als dem Begriff nach, mehrere Jahrhunderte lang wie verschwand, und erst durch Karl den Großen wieder eine vorübergehende Bedeutung erhielt. Nach ihm trat das Chaos des Feudalwesens ein, und Europa zersplitterte sich in eine Menge größerer und kleinerer

*) Bibliotheca historica medii aevi. Wegweiser durch die Geschichtswerke des europäischen Mittelalters von 875 bis 1600. Vollständiges Inhaltsverzeichnis zu „Acta Sanctorum“ der Bollandisten, Anhang: Quellenkunde für die Geschichte der europäischen Staaten während des Mittelalters von August Potthoff. Berlin, Hugo Kasper und Comp.